

Zeitschrift: Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse
Band: 18 (1920)
Heft: 3-4

Buchbesprechung: Besprechungen und Anzeigen

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird, an Dr. Hans Nabholz, Staatsarchiv Zürich.

E. Hauser, Geschichte der Freiherren von Raron. (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft. VIII. Band, Heft 2.) Verlag von Gebr. Leemann & Co., Zürich-Selnau. 205 Seiten (S. 363—567) und Stammtafel.

Die Geschichte dieser hervorragenden Walliser Dynasten erweitert sich bekanntlich zeitweise zur Walliser Landesgeschichte, ja einen Moment zu derjenigen der Eidgenossenschaft: so ist auch die vorliegende Arbeit von weit grösserer als nur genealogischer Bedeutung. Die Einteilung schliesst sich ungezwungen den drei Hauptstämmen an, in die im 13. Jahrhundert die Raron sich spalteten. Den Höhepunkt der Darstellung bezeichnet der sog. Raron-Handel, der während der Jahre 1417—20 die ganze Eidgenossenschaft in Atem, weil in der Gefahr eines Bürgerkrieges hielt. Vornehmlich in dieser Partie ist es Hauser gelungen, die bisherige Auffassung mehrere Male in wichtigen Punkten zu korrigieren. So ist ein hübsches Resultat seiner Untersuchung die dokumentierte Feststellung, dass der zweite Verlust des Eschentales, an die Savoyer, im Jahre 1411 erfolgte, während bis dahin 1414 als höchst wahrscheinlich angenommen worden war. In die Entwicklung, die 1415 zur Erhebung gegen die beherrschende Stellung der einen Linie führte, wird zum ersten Mal und ohne Zweifel mit Recht die Urkunde gestellt, durch die König Sigismund Gitschard von Raron die erbliche Landeshoheit über das Wallis verlieh, aus dem geistlichen also ein weltliches erbliches Fürstentum der Raron machen wollte. Umgekehrt beseitigt Hauser als quellenmässig nicht zu belegen ein Moment, das bisher in den Vordergrund gestellt wurde: dass die Unterstützung der Savoyer bei ihrer Eroberung des Eschentals durch Gitschard von Raron als Motiv der Walliser bei ihrem Aufstand gegen ihn in Betracht komme, und dass die Eidgenossen bei dieser Erhebung ihre Hand im Spiel gehabt haben möchten. Dass ausserdem eine ganze Reihe von Berichtigungen in Einzelheiten durch die Arbeit zerstreut sind, sei hinzugefügt. Es kann nicht anders gesagt werden, als dass in Hausers Geschichte der Raron eine auf durchaus selbständiger Durchforschung des Quellenmaterials beruhende, sorgfältige, klar geschriebene neue Behandlung des Gegenstandes vorliegt, die eine vollständige, bereinigte Genealogie des Geschlechtes, eine neue Beleuchtung einer Strecke der Walliser Geschichte, und eine gründliche Darstellung eines wichtigen Momentes der Schweizergeschichte bietet.

Zürich.

Dr. Carl Brun.

E. Mazzetti. I diritti dei popoli nella guerra; documenti luganesi del sec. XVII. — Solidarietà e organizzazione operaia nel 1687. Lugano, Tip. di S. Agostino 1919. pp. 56 + II.

Hinter dem unnötig sensationellen Titel versteckt sich ein dankenswerter Beitrag zur Tessiner Geschichte, geschöpft hauptsächlich aus den Hdschr.-Beständen der Libreria patria in Lugano. Zunächst das Protokoll einer Abgeordnetenversammlung der vier Vogteien zu Bironico, 26. Juli 1653, wo der Zuzug der Tessiner Milizen zu den Truppen der regierenden Orte gegen die aufständischen Bauern beschlossen wurde. Sodann eine Anzahl von Protokollen und andern Aktenstücken über die neutrale Haltung der Vogteien, besonders derjenigen von Lauis und in dieser wiederum des Viertels von Riva während des ersten Vilmergerkrieges, Dokumente, welche die Ausführungen und Akten ergänzen, die Th. v. Liebenau im Boll. stor. della Svizz. ital. 1893 veröffentlicht hat. An dritter Stelle bringt der Verfasser unter dem Titel: «La riforma costituzionale del 1681» den Text eines Statuts für die Landschaft Lugano im Sinne der Emanzipation der einzelnen Viertel (pievi) und der Beseitigung des Uebergewichtes des Fleckens Lugano. Der Gedanke war schon 1656 aufgetaucht und 1658—1663, wenigstens soweit er die getrennte Verwaltung der Viertel betraf, verwirklicht worden; nun wurde er offenbar in Verbindung mit den Begehren nach Revision der Bussen- und Kriminalstatuten und der Zivildekrete wieder aufgenommen (vgl. A. Heusler: Rechtsquellen des Ct. Tessin, 1. Heft, S. 33—34 = Ztschr. f. schw. Recht, N. F. 11, S. 209—210). Im Gegensatz zu Mazzetti halte ich aber das mitgeteilte Statut nur für einen Entwurf, der nie Rechtskraft erlangt hat; denn im 18. Jahrh. finden wir in der Landschaft Lauis die alten Verhältnisse wieder (z. B. den siebenköpfigen Rat, nicht den fünfköpfigen, wie ihn die Riforma von 1681 verlangte) und von einem abermaligen Wechsel in der Zwischenzeit in rückläufigem Sinne wissen wir nichts (Weiss: Die tessin. Landvogteien im 18. Jahrh., S. 72—73).

Das anhangsweise in Uebersetzung veröffentlichte Zeugnis (das latein. Original befindet sich im Histor. Museum zu Lugano) des Stukkateurmeisters Bernardo Cometta von Arogno für Carlo Antonio Cometta, dat. Arogno 22. April 1687, ist ein gewöhnlicher Gesellenbrief und berechtigt nicht zu den weitgehenden Schlüssen oder auch nur Vermutungen, welche der Verfasser daraus auf eine internationale Organisation der tessiner Kunsthandwerker im Auslande zieht.

Zürich.

Felix Burckhardt.

B. Caliezi. Der Uebergang der Herrschaft Rüzüns an den Kanton Graubünden, Chur 1920, VII + 197 S.

Die Herrschaft Rüzüns, die ursprünglich von einem bündnerischen Geschlechte besessen wurde, dann um die Mitte des 15. Jahrhunderts an die schwäbische Familie der Zollern überging und von dieser 1497 an das Haus Oesterreich kam, hat bis in die neueste Zeit hinein eine politisch hochbedeutsame Rolle gespielt in der bündnerischen Landesgeschichte.

Da die Freiherren von Rüzüns zu den Hauptgründern des obern Bundes gehörten, so erlangten sie in diesem gewisse politische Vorrechte, die auch auf ihre Rechtsnachfolger übergegangen sind. Nicht nur hatten sie Sitz und Stimme im Bundestag zu Truns, sondern sie konnten auch jedes dritte Jahr einen Dreivorschlag machen für die Wahl des Bundeshauptes, genannt Landrichter, der seinerseits die 3 Ratsboten des grauen Bundes für den Kongress, die erweiterte Landesregierung, selbst ernannte. Dank solchen Privilegien konnte der Kaiser von Oesterreich also darauf zählen, wenigstens jedes dritte Jahr die Leitung des grössten Bundes in den Händen einer seiner Kreaturen zu wissen und auch in den Standesbehörden über ein Drittel der Stimmen zu verfügen.

Nebstdem besass er ebenfalls innerhalb der Herrschaft einige politische Rechte. Er bestätigte den Ammann von Tenna und wählte denjenigen von Obersaxen und den Landammann des Hochgerichts Rüzüns, gebildet durch die Dörfer Rüzüns, Bonaduz, Ems und Felsberg, aus einem Dreivorschlag der betreffenden Landsgemeinden. Sollten auch die Herrschaftsleute sonst als Gemeindebürger und ihre Gemeinden als konstituierende Mitglieder des obern Bundes und des Gesamtstaates in politischen Angelegenheiten gänzlich frei sein, so gerieten sie trotzdem, infolge ihres Untertänigkeitsverhältnisses, in dem sie zum Freiherrn standen und das seinen Ausdruck hauptsächlich in verschiedenen Reallasten und Personalleistungen fand, auch politisch mehr oder weniger unter seinen Einfluss.

Rüzüns als österreichisches Eigentum war ein Pfahl im bündnerischen Staatskörper. Nicht nur erhöhte es die ohnehin schon grosse Abhängigkeit des Standes von seinem Nachbarlande, sondern es verhinderte auch jegliche Verfassungsänderung. Denn eine Stärkung der Regierungsgewalt durch Erweiterung ihrer Befugnisse, wie dies beispielsweise zur Zeit der französischen Revolution von verschiedenen Seiten gewünscht wurde, hätte eine Stärkung des kaiserlichen Einflusses bedeutet. Eine Schmälerung der freiherrlichen Rechte dagegen, wie solches 1794 die antiösterreichische Partei versuchte, führte zum Konflikt mit dem Erzhause. Daher drang immer mehr die Erkenntnis durch, dass die Aufhebung der Herrschaft erfolgen müsse, um die Freiheit und Unabhängigkeit des Landes zu befestigen und die Bahn für eine innere Umgestaltung zu öffnen.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit stellt nun auf Grund eingehender und gewissenhafter Studien und Forschungen in klarer und übersichtlicher Weise all die Bemühungen dar, die seit 1798 zwei Jahrzehnte lang zuerst Bündnen allein, dann die Schweiz, mit der es sich 1800 endgültig vereinigte, gemacht hat, um Oesterreich zum Verzicht auf die Herrschaft zu bewegen, sowie auch die gleichzeitigen Vorgänge und Verhältnisse in Rüzüns selbst.¹⁾

¹⁾ Die älteste Geschichte der Herrschaft Rüzüns bis zur Uebnahme durch Oesterreich hat B. Vieli (1889, III + 150 S.) geschrieben. Es wäre sehr zu begrüssen, wenn der nämliche Verfasser den bis jetzt inediten Teil seiner Studien über die Schicksale der Herrschaft unter Oesterreich auch veröffentlichen würde. Seine kleine Uebersicht über die Geschichte der Herrschaft (1920, 20 S.), auf die auch an dieser Stelle verwiesen sei, bietet uns dafür keinen genügenden Ersatz.

Nachdem der Reichsdeputationshauptschluss von Regensburg (25. Febr. 1803) die Ausscheidung des deutschen und schweizerischen Staatsgebietes bestimmt und der Kaiser kurz darauf sämtliche schweizerische Besitzungen auf österreichischem Gebiet in rechtswidriger Weise eingezogen hatte, erklärte sich der Wiener Hof allerdings bereit zur Abtretung der Herrschaft, deren politische Vorrechte durch die neuen Staatsverfassungen der Schweiz ohnehin schon ausser Kraft gesetzt worden waren. Allein er zog die daraufhin deswegen geführten Unterhandlungen in die Länge, weil er, wie Caliezi mit Recht bemerkt, auf eine Wiederherstellung der alten Verhältnisse in Bünden und der Eidgenossenschaft rechnete und deshalb nicht auf Vorteile verzichten wollte, deren Wert nach seinem Unterhändler «nicht zu bemessen» war. Der Verfasser widerlegt sodann die häufig vertretene Ansicht, Rätzens sei 1805 mit Tirol an Bayern gekommen. Dagegen musste Oesterreich 1809 auf die Herrschaft zu gunsten Frankreichs verzichten. Schmeichelten sich nun die bündnerischen und schweizerischen Regierungsmänner, Napoleon werde diesen kleinen Winkel der Schweiz abtreten, so täuschten sie sich. Der Gewaltige wollte den Schlüssel zum Vorder- und Hinterrheintal in seinen eigenen Händen behalten. Nach seinem Sturze fiel Rätzens wieder an Oesterreich zurück, das auf dem Wiener Kongress endlich in dessen Abtretung an Graubünden einwilligte. Die Uebergabe erfolgte erst 1819.

Zu den Hauptkapiteln der Schrift haben wir nur wenige Bemerkungen zu machen. S. 40 und 47 wird Guiot als Minister bezeichnet, derweil er bloss Geschäftsträger und Resident war. Hingegen war Treilhارد (S. 51 n) nicht Minister, sondern Direktor. S. 95 Z. 4 von unten sollte es natürlich heissen eidgenössisches Gebiet, statt österreichisches. Sodann hätte uns der Verfasser auch sagen dürfen, welche Bewandnis es mit dem Türkenzehnten hatte, zu dem die Herrschaftsleute verbunden waren.

Was nun aber die Abschnitte 2 und 3 über die Bündner Geschichte von 1794—1798 anbetrifft, so müssen wir leider feststellen, dass der Verfasser diese Periode nicht mit der nötigen Gründlichkeit studiert und die neuern Publikationen hierüber zu wenig verwertet hat, so dass vieles, viel zu vieles in seiner Darstellung schief oder falsch ist. Nur zwei Punkte wollen wir daraus hervorheben. S. 29 wird geschrieben, dass der Freistaat im Sommer 1797 auch «Gesandte» an Bonaparte abgeordnet habe. Nun war Gaudenz Planta der einzige und blieb der einzige, der damals nach Mailand ging. Dass diese «Gesandten» den französischen General zur «Anerkennung der bestehenden Verhältnisse» bewegen sollten, ist völlig unrichtig. Planta hatte Bonapartes Verwendung und Vermittlung nachzusuchen. Weiterhin hätte Caliezi nicht schreiben können, dass das Mehren dank den Bemühungen des kaiserlichen Gesandten zu Gunsten Oesterreichs ausfiel, wenn er nicht völlig achtlos vorbeigegangen wäre an der kapitalen Tatsache, dass eine Mehrheit von 39 Gemeindestimmen Weisung gab, der Stand solle auf der Grundlage der von Bonaparte als Präliminarbedingung für die Uebernahme der Mediation geforderten Freilassung und Einverleibung der Untertanen-

lande unterhandeln. Dieses Mehren, das der Zuzug am 2. August selbst aufnahm, dann aber unterdrückte und am 9. durch eine völlig sinnwidrige und daher falsche Klassifikation ersetzte, führte den Verlust des Veltlins herbei. Wider diese Klassifikation vom 9. August hat Gaudenz Planta protestiert und den Vorwurf der Fälschung erhoben, nicht wider die Erhebung des Mehrens über den Rekapitulationspunkt vom 11. August, wie S. 31 geschrieben wird.

Es wäre uns sehr lieb gewesen, wenn der Verfasser, der doch sonst so gut zu arbeiten versteht, uns diese Aussetzungen erspart hätte.

Münchenbuchsee.

Alfred Rufer.

Wilinsch Prechner. Der Savoyer-Zug 1834 (Inaugural-Dissertation der philosophischen Fakultät I der Universität Zürich zur Erlangung der Doktor-Würde vorgelegt). Separatabdruck aus «Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde», XV. Jahrg., Heft 4.

Sous des apparences tout à fait modestes, cette étude renferme une foule de renseignements auxquels les évènements actuels donnent un intérêt tout spécial, bien que l'auteur n'y fasse aucune allusion et soit resté dans les limites très précises de son sujet. Comme le titre de ce travail n'a aucun rapport avec son contenu, force est bien de dire quel est ce sujet: il s'agit, non pas de la fameuse équipée de 1834 en Savoie, mais du séjour dans le Jura bernois de quelques centaines de réfugiés polonais échappés à la tourmente de 1831 et d'abord accueillis avec grande bienveillance par la France. Dégoûtés, après quelques mois d'internement, des tracasseries diverses d'un gouvernement en fait très peu libéral, et hantés du besoin de seconder tous les efforts révolutionnaires de la Jeune Europe, ils étaient un beau jour partis de Besançon pour libérer l'Allemagne et avaient franchi la frontière suisse; mais, au reçu de certaines nouvelles contraires à leurs grands projets, ils étaient venus échouer dans le paisible village de Saignelégier. Ce sont les circonstances de cette invasion aussi étrange qu'imprévue, et ses suites, que M. Prechner expose en détail après avoir dépouillé de multiples documents manuscrits et imprimés, et en particulier les archives de Raperschwyl, ainsi que des journaux et des livres polonais dont les historiens suisses n'avaient guère pu tirer profit... par force majeure.

Sur l'attitude des cantons suisses envers ces malheureux à la recherche d'une terre où ils pussent vivre sans renier leur idéal politique, sur l'hospitalité donnée par les Bernois, sur l'organisation de l'entraide matérielle dans cette colonie et sur les secours reçus, l'auteur nous donne des renseignements qui n'ont pas seulement un intérêt documentaire mais qui nous font mieux comprendre aussi la Suisse de ces années inquiètes qui suivirent 1830.

Cette étude se termine avec la rentrée en France d'une grande partie de ces réfugiés à la fin de l'année 1833. Pourquoi elle s'appelle «Der Savoyer-Zug 1834» et pourquoi la plupart des sources indiquées se rapportent en

effet à cette autre aventure, c'est ce que rien n'explique; et c'est la seule critique que nous ayons à faire à cet exposé documenté, consciencieux et d'une remarquable objectivité.

D. L.

Charles Pesson. *Petite histoire illustrée de Genève* (Atar, Genève, pet. in-8°, 1920).

L'*Indicateur d'Histoire suisse* n'est pas une revue pédagogique; s'il fait mention d'un livre qui n'est et ne veut être qu'un manuel scolaire, ce n'est donc pas pour en examiner la valeur pour l'enseignement, ni pour discuter à son propos la grosse et épineuse question des manuels d'histoire. Le Département de l'Instruction publique de Genève a adopté cet ouvrage qui, si nous ne nous trompons, sera substitué au manuel composé par Thévenaz. Nous voulons croire qu'il a eu de bonnes raisons pour le faire.

Cette publication présente cependant au point de vue historique certains défauts que l'*Indicateur* ne peut pas ne pas signaler. On pourrait se demander d'abord si les traits essentiels de l'histoire genevoise et son évolution sont assez nettement marqués et même exactement indiqués; mais c'est là une question qui ouvre trop la porte aux appréciations subjectives; en tout cas l'auteur a bien mis à sa place d'honneur, en lui consacrant la moitié de son volume, la période relativement courte mais si riche et si importante des luttes de Genève contre la Savoie et des grands bouleversements de la Réforme. Dans le détail en revanche certaines proportions, ou disproportions, nous surprennent: en une charmante «lecture» de cinq pages extraite d'un des ouvrages d'Henri Fazy, nous sont narrés tous les moindres incidents de l'épisode appelé «les vendanges de Bonne»; l'Escalade en revanche, la fameuse Escalade de 1602, est l'objet d'un court récit de trois pages d'où sont exclus presque tous les détails pittoresques et vivants. De même Calvin, sa personne, son œuvre, et toute l'époque que domine sa figure, tout cela est présenté en deux morceaux très concis, tandis que Pierre Fatio, Pictet de Rochemont, James Fazy, dont l'action sur Genève n'est pourtant pas à comparer avec celle du réformateur, retiennent longuement l'attention.

Pourquoi la période de 1815 à 1840 porte-t-elle pour épithète «les vingt-cinq ans de bonheur»? Est-ce l'avis unanime des historiens? Comment s'expliquer alors — et comment expliquer aux élèves — qu'une partie des Genevois n'aient pas voulu rester sous ce régime idéal et aient été dès 1832 impatients d'en établir un autre?

Enfin l'histoire de Genève s'arrête dans ce manuel à l'échauffourée du 22 août 1862 et à l'érection en 1869 du monument national. Ne s'est-il rien passé à Genève depuis lors qui puisse intéresser les jeunes, ou tout au moins qui relie dans leur esprit le temps où ils vivent au passé qu'on leur raconte, et les luttes souvent très prosaïques qu'ils sentent autour d'eux aux événements fatalement auréolés de gloire du bon vieux temps? Tâche délicate sans doute, la plus délicate, je pense, qui s'impose à l'auteur d'un manuel d'histoire; a-t-il cependant le droit de l'éviter?

Lausanne.

D. L.

Hans Geiger. Genossenschaftliche Bestrebungen in der Schweiz 1800—1850.
Diss. rer. cam. Zürich. Brugg, Effingerhof, 1920, 74 S.

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Vorgeschichte der schweizerischen Genossenschaftsbewegung in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Ref. möchte im folgenden in aller Kürze die zeitliche und sachliche Abgrenzung des Stoffgebietes und die Art der Darstellung des durch Quellen- und Literaturstudien des Verf. gewonnenen Tatsachenmaterials zum Gegenstand einiger Ausführungen machen.

Auffallen muss vor allem die Wahl der beiden Jahreszahlen 1800—1850. Dass als Endpunkt einer Untersuchung über die Vorgeschichte einer heute so bedeutenden Institution des wirtschaftlichen und sozialen Lebens der Schweiz, wie es die Genossenschaften tatsächlich sind, das Jahr 1850 gewählt werden kann, lässt sich mit zureichenden Gründen rechtfertigen, denn 1851 wurde in unserem Lande der erste Konsumverein nach heutigen Begriffen gegründet, womit sich zwanglos die eigentliche Geschichte beginnen lässt. Nicht dasselbe lässt sich aber von dem vom Verf. gewählten Ausgangspunkt sagen. Schon die Motivierung, die auf S. 7 gegeben wird: «. . . und anderseits ein Zurückgehen über den Beginn des 19. Jahrhunderts zwecklos gewesen wäre . . .», ist mehr als dürftig. Schon hier, auf der ersten Seite der Einleitung, möchte man sagen: «Quod erat demonstrandum.» Der Verf. hat sich offenbar von dem so viel verwendeten Terminus «19. Jahrhundert» gefangen nehmen lassen. Er glaubt an ihn, wie man an eine Zauberformel glaubt, die man auch ungeprüft übernimmt. Und doch hätte sich so leicht eine zeitliche Abgrenzung finden lassen, die als die gegebene und natürliche jedem, auch dem uneingeweihten Leser eingeleuchtet hätte: 1798, das Ende des ancien régime in der Schweiz. Hier macht auch Rappard in seinen gleich zu erwähnenden Schriften ganz mit Recht einen Einschnitt. Sein Verfahren ist der «Methode», die in der vorliegenden Arbeit angewendet wird, ungefähr so überlegen wie der wissenschaftlich gebildete Anatom unseres gemässigten Himmelsstriches dem Kannibalen der Südsee.

Nicht viel glücklicher scheint dem Ref. die sachliche Abgrenzung. Dieselbe wird vollzogen ohne Rücksicht auf das, was in der Erforschung und Darstellung dieses Zeitabschnittes bereits geleistet worden ist. Als Beilage 1 erhalten wir auf S. 60/61 eine «Systematik der Genossenschaften (nach den Vorlesungen von Dr. Hans Müller, Universität Zürich.)» Diese Systematik, die gewiss und unzweifelhaft nützlich ist, wenn man sich im Gebiet der heutigen Genossenschaften umsehen will, wird vom Verf. einfach in die Vergangenheit zurückprojiziert und das historische Rohmaterial wird in dieses Prokrustesbett eingezwängt. So erkläre ich mir, dass es der Verf. zu der Beschränkung auf rein wirtschaftliche Genossenschaften kommen liess, die für den Anfang eben ganz unhaltbar ist, weil sie das überall keimende Leben vergewaltigt.

Nebenbei: Diese Beschränkung wird dann nicht einmal rein durchgeführt. Denn S. 23 ist zu lesen: «1835 wurde in Biel die Genossenschaft

zur Herausgabe der Zeitung «Die junge Schweiz — La jeune Suisse» gebildet, deren Beziehungen zu Mazzini als bekannt vorausgesetzt werden. Die Herausgabe von Zeitungen bildete übrigens ein beliebtes Feld für genossenschaftliche Bestätigung; es würde indessen zu weit führen, hier alle Blätter aufzuzählen, die auf diese Weise erschienen sind». Die Mitglieder dieser Genossenschaft verfolgten gewiss nicht den Zweck, «die Arbeitsinteressen der Genossen» wahrzunehmen «entweder durch Erhöhung des Geldeinkommens oder durch Erhöhung der Kaufkraft des Geldes», was der Verf. S. 10 als Kriterium der in den Kreis seiner Betrachtungen gezogenen Genossenschaften bezeichnet.

Viel wichtiger und förderlicher als diese Rückwärtsverlegung einer lückenlosen Systematik in die geschichtliche Betrachtung der ersten embryonalen Formen der Genossenschaften wäre eine Vertiefung in das Studium der politischen, namentlich aber der Sozialgeschichte der Schweiz im ersten halben Jahrhundert nach dem gewaltsamen Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft gewesen. Das der Arbeit voraufgehende Literatur- und Quellenverzeichnis lässt trotz seiner respektablen Länge vermuten, dass sich dem Verf. die Einsicht von der Notwendigkeit dieser Aufgabe nicht aufgedrängt hat. So konnte es kommen, dass wir hier wichtige und grundlegende Werke vermissen müssen. Ich nenne nur: Rappard, *Le Facteur économique dans l'avènement de la démocratie moderne en Suisse*; Derselbe, *La Révolution industrielle et les origines de la protection légale du travail en Suisse*; Geering, *Grundzüge einer schweizerischen Wirtschaftsgeschichte*.

Notwendig ist diese Orientierung für Autor und Leser deshalb, weil wir hier, wie Rappard (*Révolution industrielle* p. 314) mit Recht bemerkt, vor einer «période très importante et très ignorée de l'histoire économique de la Suisse» stehen. Dieser Mangel eines soliden Unterbaues muss sich in der Darstellung dessen, was nach Durchführung der zeitlichen und sachlichen Problemabgrenzung noch übrig bleibt, zeigen. Ein Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntnis ist doch nur möglich, wenn in den Einzelarbeiten ein gewisser Zusammenhang und eine Art geistiger Kontinuität gewahrt wird; ohne welche die Geschichte zu einem unschuldigen, aber meist auch nicht sehr wertvollen antiquarischen Privatvergnügen werden müsste.

Eine einlässliche Kritik der Ergebnisse, zu denen Verf. in seiner Darstellung gelangt, würde den Raum dieser Zeitschrift und die Zeit des Rez. zu sehr in Anspruch nehmen. Immerhin seien im Anschluss an die luziden Erörterungen Rappards einige Andeutungen gewagt, um die Ausgangspunkte der geschichtlichen Betrachtung aufzuzeigen. Rappard lässt mit vollem Recht diese Revolutionsepoche mit der Einführung englischer Maschinen beginnen: «Mais le pas décisif, qui sépare l'atelier de famille, même ouvert à quelques travailleurs du dehors, de la fabrique, ne devait être franchi qu'avec l'introduction des machines anglaises.» (*Rév. ind.* p. 80.) Und weiter (ebenda p. 226): «La révolution industrielle avait fait son oeuvre économique. Par cela même elle avait posé le problème social en des termes nouveaux.»

Einer dieser «termes nouveaux» ist nun eben die Genossenschaftsbewegung und es müsste eine reizvolle Aufgabe für den Historiker derselben sein, den verschiedenen Erscheinungsformen, den ersten tastenden Versuchen, nachzugeben und zu zeigen, wie sich die von der Umwälzung betroffenen Gesellschaftsschichten und Staatsgebilde dazu verhalten haben. Hätte sich der Verf. seiner Aufgabe auf diesem Wege genähert, so wäre es ihm jedenfalls nicht in den Sinn gekommen, zu schreiben, was nunmehr auf S. 40 seiner Arbeit zu lesen steht: «Schliesslich wäre vieles über die Stellung des Staates zu den genossenschaftlichen Bestrebungen zu sagen. Da es bei der grossen Zahl der in Betracht kommenden staatlichen Gebilde indessen unmöglich wäre, in Einzelheiten einzutreten, sei nur soviel gesagt, dass sich je nach der in einem Kanton jeweils herrschenden Partei bzw. je nach der von dieser vertretenen Anschauung alle Spielarten von Stellungnahme konstatieren lassen.» Dann hätte er sich auch nicht mit dem resignierten Geständnis begnügt (S. 13.), dass die Ursachen der Gründung von Genossenschaften meist nicht festzustellen sind. Dann wäre endlich die Auswahl des Stoffes nach andern Gesichtspunkten vollzogen worden und wir müssten nicht zusehen, wie eine so ephemere Gründung wie «Die junge Schweiz» erwähnt wird, während eine so kraftvolle Aeusserung der «Assoziationsidee» (die vom Verf. S. 35 selbst aufgerufen wird), wie die Garantenschulen, deren einige sich im Kanton Bern bis heute erhalten haben, keiner Erwähnung für wert gehalten wird. Vielleicht hätten wir auf diese Weise auch einiges über die verschiedenen Etappen erfahren, die die Genossenschaftsbewegung im Kanton Zürich zurückzulegen hatte. Ihr erstes Auftreten ist im zweiten Kapitel des ersten Bandes des Grünen Heinrich von Gottfried Keller überaus anschaulich beschrieben worden, mit liebevollem und umfassendem Blick, den wir in der vorliegenden Arbeit vermissen. Und ein passender Endpunkt hätte sich auch gefunden: in jener Bestimmung der noch geltenden zürcherischen Staatsverfassung, der Frucht der demokratischen Umwälzung in der zweiten Hälfte der Sechzigerjahre, durch welche der Staat sich verpflichtet, das auf Selbsthilfe beruhende Genossenschaftswesen zu fördern. So hätten wir eine weniger blutleere Darstellung bekommen. Ref. kommt daher zum Schlusse, dass hier immer noch ein uneingelöstes Versprechen vorliegt.

Jegenstorf

Otto Vollenweider.

Colonel=divisionnaire Galiffe. *L'occupation des frontières par les troupes suisses en 1870—1871.* Genève, édition Atar, 1917, 196 p. petit, in 8, cartes. [Les suppléments de la Revue Militaire Suisse.]

Le manuscrit du colonel Galiffe, terminé en 1900, parut en 1917. Il était de grande actualité au moment de sa publication, car il était fort intéressant pour les troupes occupant nos frontières à ce moment là de se rendre compte comment la tâche avait été résolue par leurs devanciers dans des circonstances évidemment très différentes mais en vue de la même idée: la défense de notre territoire et de notre neutralité. L'ouvrage est divisé en trois parties,

les préliminaires, les opérations et l'armée suisse, ces trois parties sont suivies d'une conclusion, de trois annexes (composition du grand état major, ordre de bataille des troupes mobilisées et convention des Verrières) et de dix cartes indiquant les zones de concentration de notre armée, la situation des armées belligérantes et les cantonnements de l'armée suisse à différentes dates.

Les *préliminaires* nous donnent un aperçu de la situation politique internationale et de ce qui s'est passé en Suisse avant la mobilisation. Nous y voyons la convocation des Chambres et les décisions prises par celles-ci, nomination du général, attribution des pleins pouvoirs au Conseil Fédéral, mesures financières. Le chapitre suivant de cette première partie nous montre ce qu'était l'armée suisse au moment de la mobilisation et le dernier chapitre est une courte étude de géographie militaire indiquant les passages frontières et le réseau de chemins de fer à nos frontières nord et ouest.

La deuxième partie: les *Opérations* est de beaucoup la partie la plus importante du volume, elle est divisée en trois périodes:

Premièrement la période démonstrative (15 Juillet à fin Août 1870). Le colonel Galiffe commence par étudier les opérations des belligérants pendant cette période puis dans un deuxième chapitre il décrit, la mobilisation, la concentration et les stationnements des troupes jusqu'au 18 Août moment où voyant le danger plus ou moins écarté le Conseil Fédéral ordonne la démobilisation d'une partie de l'armée.

Deuxièmement la période d'observation (fin Août à la fin de l'année 1870); elle commence également par un exposé des opérations des belligérants, puis le deuxième chapitre nous fait voir l'activité de notre armée en partie démobilisée, relèves, mobilisations éventuelles, incidents dans le Porrentruy etc. Ce chapitre se termine par un compte rendu de la session de Décembre des Chambres Fédérales auxquelles le Conseil Fédéral, remet son rapport sur l'emploi des pleins pouvoirs, et qui discutent et refusent d'accepter la démission du général Herzog, que celui-ci avait voulu donner pour raisons de santé.

Troisièmement la période défensive (Janvier et Février 1871); après son exposé de la situation des belligérants, l'auteur nous montre les raisons qui ont suscité tout d'abord l'occupation du Porrentruy puis celle de toute la frontière ouest, occupation pour laquelle le Conseil Fédéral se voit obligé de remettre sur pied une bonne partie des troupes démobilisés. Le colonel Galiffe parle ensuite de l'armistice de Versailles (28 Janvier), que le général de Manteuffel ne reconnaît pas comme devant s'appliquer à l'armée de l'Est, des incidents qui suivent cet armistice et enfin de l'entrée de la 1^{re} Armée française en Suisse. Cette partie est du plus haut intérêt; elle contient un exposé très clair de tous les événements précédant la convention des Verrières (1^{er} Février), et montre la conclusion de cette convention et les questions complexes se rattachant à l'internement de cette armée affamée et indisciplinée.

La troisième partie: *l'Armée suisse*, est divisée en cinq chapitres: Troupe, mobilisation et transports, organisation générale et commandement, service sanitaire et commissariat.

Dans sa conclusion l'auteur résume la tâche du Conseil Fédéral avec toutes ses difficultés et termine en montrant combien cette dure épreuve de l'année terrible fut profitable à la Suisse, soit au point de vue extérieur en faisant voir aux nations voisines qu'elle était fermement décidée à garder sa neutralité, soit au point de vue intérieur en utilisant les leçons de 1870 pour perfectionner ses institutions militaires

Genève.

François Favre.

Inventar der Waffensammlung des Bernischen historischen Museums in Bern. Von Dr. Rudolf Wegeli, unter Mitwirkung von W. Blum und Rudolf Mürger. 1. Schutzwaffen. 93 Seiten, XV Tafeln und 48 Textbilder. Bern, K. J. Wyss Erben. 1920. Fr. 10.—.

Gedruckte Kataloge von schweizerischen Waffensammlungen, die auf wissenschaftlichen Wert Anspruch machen dürfen, besitzen nur die Zeughausammlung in Solothurn und die historische Sammlung im Rathaus zu Luzern¹⁾; einige Museen sind im Besitze von ungedruckten, da meist die Mittel zu einer richtigen Edition mit Illustrationen fehlen. Ausländische Publikationen ähnlicher Art, wie das vorliegende Inventar, existieren verschiedene.²⁾ Dieses ist zum Teil mit einer Subvention des bernischen Regierungsrates herausgegeben worden. Seit 1917 als Beilage zu den Jahresberichten des Bernischen historischen Museums erschienen, liegt nun der erste Teil «die Schutzwaffen» vor.

Das Vorwort berichtet über die Geschichte der Waffensammlung, deren Grundstock, neben den Erwerbungen und Geschenken seit 1850, der alte Zeughausbestand bildet.

Das Inhaltsverzeichnis zeigt die folgende Anordnung: Schilde, Helme, Panzer und Harnische, Marken-, Personen-, Ortsverzeichnis. Die Beschreibungen werden von Zeichnungen im Text und vortrefflichen photographischen Tafeln begleitet; der Urheber der ersteren ist der Maler Rudolf Mürger von Bern, der das Charakteristische dieser Schutzwaffen vorzüglich getroffen hat. Jedem Abschnitt geht eine kurze entwicklungsgeschichtliche Darstellung voraus, daran schliessen sich die Beschreibungen; neben diesen sind die Masse und Gewichte der Waffen so vollständig und sorgfältig wie möglich aufgenommen, bei den Harnischen sogar die einzelnen Bestandteile. Von grossem Interesse und von Wichtigkeit als Vergleichsmaterial sind die

¹⁾ Die Waffensammlung im Zeughause zu Solothurn, i. A. der Regierung von Solothurn verfasst von Dr. R. Wegeli. Sol. 1905.

Katalog der historischen Sammlungen im Rathause in Luzern, i. A. der Regierung von Luzern bearbeitet von Dr. E. A. Gessler und J. Meyer-Schnyder. Luzern 1912.

²⁾ Catalogue des armes et des armures du Musée de la Porte de Hal par Edg. de Puelle de la Nieppe. Bruxelles, Bruylant, 1902.

Die Waffensammlung des Fürsten Salm-Reifferscheidt zu Schloss Dyck. Von M. von Ehrenthal. Leipzig, Hiersemann, 1906.

The collection of arms and armor of Rutherford Stuyvesant, by Bahsford Dean, printed privately, 1914. The de Vinne Press.

Die Waffen der Wartburg, von Alph. Diener-Schönberg, Berlin, Baumgärtel, 1912.

im Text vermerkten urkundlichen Belege, die meist unveröffentlichtes Material bieten.

Das Berner historische Museum besitzt unter den schweizerischen Museen die grösste Anzahl Schilde aus dem 14. und 15. Jahrhundert und vielleicht eine der bedeutendsten Sammlungen von Kampfschilden überhaupt. Wir finden drei verschiedene Arten, alle aus dem alten Zeughausbestand, sog. kleine «Pavesen», grosse «Pavesen», Setzschilde, und die grosse «Sturmwand». Konstruktion, Handhabung und Tragart werden uns, teilweise an Hand der Bilderchroniken, deutlich gemacht, sodass man über den Gebrauch dieser seltenen Schutzwaffen im Klaren ist. Die bei einigen Stücken wohlerhaltene Bemalung mit dem Berner Wappen oder den Berner Farben rot-schwarz gehört zu den heraldischen Unica in der Schweiz. Die älteste Erwähnung von Setzschilden in Bern findet sich 1384, von kleinen Pavesen und Sturmwänden 1388.

Bevor der Harnisch in seiner Gesamtheit behandelt wird, folgt die Beschreibung der einzelnen Helme, zu denen keine Harnische vorhanden sind. An frühen Helmformen ist die Berner Sammlung arm, die ältesten Stücke gehören in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, ein Absteck- und ein Klappvisier von einer Beckenhaube, Fundstücke aus der Zihl und dem Sempachersee. Hervorzuheben sind zwei geschlossene Helme aus der Mitte des 16. Jahrhunderts; die übrigen Helme gehören zur Gattung der Sturm- oder Pickelhauben in den bekannten Formen des 16. und 17. Jahrhunderts, einzelne davon sind mit reicher Messinggarnitur versehen, mit Messingnietnägeln und Rosetten sowie Federbuschhülsen; einzelne dieser Helme sind mit geätzttem Dekor geschmückt. Den sog. «Morion» und den «Birnhelm», welche die Schützen trugen, treffen wir gleichfalls, ebenso die ungarische Reiterhaube, die «Zischägge» (it. zucotto, zucchetto), wie sie meist von Reitern um die Mitte des 17. Jahrhunderts geführt wurden.

Mit dem nächsten Abschnitt «Panzer und Harnische», deren Beschreibung nach dem Vorwort von W. Blum-Jenny in Zürich stammt, sich jedoch dem Vorherigen gut anpasst, schliesst das Inventar der Schutzwaffen ab. Unter «Panzer» haben wir im alten Sprachgebrauch die Panzerhemden zu verstehen, welche entweder aus übereinandergereihten Eisenschuppen oder aus Ringen zusammengesetzt sind, letztere wurden zusammengesweisst, genietet und gestanzt. Der Plattenharnisch hingegen ist aus Eisenplatten geschmiedet. Wir müssen uns versagen, die treffenden Ausführungen, die über die Entwicklung dieser Schutzwaffen in der Schweiz im allgemeinen entwickelt werden, hier wiederzugeben, ebenso auch die interessanten Belege über bernische Plattner. Der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gehört ein Schuppenpanzer an, ein sog. «Korazin», er besteht aus eisernen Schuppen in Verkleidung von dunkelgrünem Sammet, mit vergoldeten Messingnieten darauf befestigt, ein äusserst seltenes Stück. Die vorhandenen Panzerhemden und Schulterkrägen stammen aus dem 16. Jahrhundert.

Die Prunk- und Prachtstücke der Sammlung bilden drei «ganze Harnische», mit vollständigem Arm- und Beinzeug; im Gegensatz zu den «halben

Harnischen», welche das Fussvolk trug, waren sie für Reiter bestimmt. Die Stücke gehören zum ursprünglichen Zeughausbestand, die ihnen früher zugeschriebene Provenienz von Trägern berühmter Männer aus der bernischen Geschichte lässt sich, wie so manche Zeughaus-tradition, nicht halten. Der früheste, ein gotischer Feldharnisch, gehört in die Jahre 1440—1450. Er erweist sich als Arbeit des berühmten Mailänder Plattners Tommaso Negroli da Missaglia. Der zeitlich dazugehörige Helm, der auch in der Form passt, trägt die Marke eines Plattners aus der Innsbruckerfamilie Treitz. Der folgende «Maximiliansharnisch für Mann und Ross» um 1510 hat das Augsburger Beschauzeichen und die Meistermarke des Plattners Lorenz Colman, gest. 1516, eingeschlagen. Der Pferdeharnisch mit einem Krippensattel ist der einzig völlig erhalten gebliebene in der Schweiz, das Ganze ein Meisterwerk der Waffenschmiedekunst. Das dritte dieser Stücke, um 1510—1520, ist auf den Leib geschlagen und, mit Ausnahme des Helms und des Unterbeinzeugs, in der damaligen Tracht der Landsknechte, mit herausgetriebenen Puffen und Schlitzsen versehen. Herkunft und Meister sind unbekannt. Die Beschreibung dieser drei Stücke verliert sich beinahe etwas zuviel in Einzelheiten, was jedoch bei diesen ganz hervorragenden ganzen Ausrüstungen — trotz ihrer Schönheit sind es keine Prunk-, sondern wirkliche Feldharnische — begreiflich ist. Die übrigen inventierten Harnische sind in anderen Sammlungen ähnlich oder gleich vertreten, es erübrigt, hier Einzelheiten anzuführen.

Beschauzeichen, Meister- und Eigentumsmarken in Originalgrösse in besonderen Verzeichnissen erleichtern die Brauchbarkeit des Buchs zu Vergleichen; mit dem unbedingt nötigen Orts- und Personenverzeichnis schliesst es ab.

Die Beschreibungen der im Berner Museum vorhandenen Schutzwaffen sind im allgemeinen kurz und prägnant, die Einzelheiten werden gut gekennzeichnet und durch die Bildbeigaben glücklich ergänzt. Das Inventar entspricht nicht nur den Anforderungen, welche man an einen brauch- und lesbaren Museumskatalog zu stellen hat; es ist auf genauer fachwissenschaftlicher Grundlage übersichtlich und mit Berücksichtigung der neuesten waffengeschichtlichen Forschungen aufgebaut.

Zürich.

E. A. Gessler.

Orbe. Notice historique illustrée. Orbe. Albert Velay, éditeur, 1920, gr. in 8.

Quelques hommes éclairés, amis de la ville d'Orbe ou habitants de celle-ci, ont eu l'idée excellente de grouper en un petit volume quelques articles concernant leur ville: la notice que M. Frédéric Barbey a préparée pour le Dictionnaire historique du canton de Vaud, très bien faite, comme tout ce qui sort de la plume de notre ministre à Bruxelles; deux articles de M. Albert Naef sur le château d'Orbe et les mosaïques de Boscéaz, parus en 1903 et 1905, et une liste des familles bourgeoises d'Orbe avec la date de leur admission (où il s'est glissé, je crois, quelques petites erreurs de lecture). — Cet ouvrage est abondamment illustré: reproduction de vieilles gravures, de tableaux, de portraits, vues de vieilles maisons, photographies d'antiques portes ou de vénérables parchemins: le tout choisi et distribué de page en page

avec un goût exquis. Cela fait un livre charmant. Mais quelle peine et quelle abnégation n'a-t-il pas fallu aux auteurs et aux éditeurs pour arriver à ce résultat!

Lausanne.

Charles Gilliard.

Zur Geschichte der Hexenverfolgungen in Graubünden mit besonderer Berücksichtigung des Heinzenberges, der Gruob, des Schanfiggs und des Prättigaus. Von Dr. M. Schmid, Chur und F. Sprecher, Pfarrer, Küblis. Chur 1919, 180 Seiten.

Das kleine Buch bietet eine wertvolle Materialsammlung zu einer Geschichte des Hexenwesens in der Schweiz. In der Einleitung gibt Dr. Schmid eine Uebersicht über die Hexenprozesse im ganzen Kanton Graubünden. Die meisten Akten gehen in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück und reichen hinauf in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Den Höhepunkt erreichten die Hexenverfolgungen im 17. Jahrhundert. Die Verfasser führen mit Paul Schweizer den Hexenwahn auf uralte im Volke verbreitete Vorstellungen zurück und bestreiten für ihr Gebiet den Einfluss der Geistlichkeit, betonen vielmehr die Not der Zeit, verursacht durch Kriegswirren, Pest und Hungersnot.

In einem ersten Abschnitt ist das gerichtliche Verfahren, vor allem anhand des Abschiedes von 1598, der Bundesabschiede von 1655 und 1657 und der Malefizordnung von 1716, geschildert und die betr. Bestimmungen sind zum Teil wörtlich wiedergegeben. Als corpora delicti galten unter anderem im Hause vorgefundene «Zauberbücher mit ungewöhnlichen Ziffern und Zeichen, Bündnuß mit dem bösen Geist, mit Blut geschriebene Zedul, Häfen mit Salb, Krotten, Hostien, Todtenköpf, wächserne mit Nadeln durchstichte Bildlein» u. s. w. Die Fragestellung durch den Richter und die verschiedenen Folterungsarten sind detailliert wiedergegeben. Der zweite Abschnitt berichtet über die Heinzenberger Hexenprozesse, der dritte über diejenigen in der Gruob und in Chur und der vierte über die Langwieser und Prättigauer Prozesse. Dem Leser ist Gelegenheit gegeben Fall für Fall zu verfolgen und sich über die psychologischen Phänomene eines jeden Prozesses seine Gedanken zu machen. Das Buch bietet ausserdem wertvolle Materialien für die allgemeine Kulturgeschichte und für die Volksmedizin, ein Inhaltsverzeichnis und statistische Zusammenfassungen hätten seinen Gebrauch wohl erleichtert.

Zürich.

G. A. Wehrli.

Ed. Chapuisat: Figures et choses d'autrefois. Paris et Genève 1920, 309 p. in-8°.

Dans ce volume sont réunis une quinzaine de morceaux, les uns inédits, les autres ayant paru dans divers journaux et revues, mais augmentés et mis au point. Le plus important, qui est en même temps le plus long, il ne compte pas moins de 170 pages, a pour titre: *Etienne Clavière, Représentant et Girondin*. Cet ancien démocrate genevois banni à la suite de la révolution manquée de 1782 et devenu quelques années plus tard ministre en France méritait en effet une étude. M. Chapuisat le suit à travers toutes les

prisons de la Terreur, et le portrait qu'il en trace, sans entrer dans des détails superflus, fait bien connaître cette personnalité à la fois violente et faible qui a eu la malchance d'assister à la défaite de tous les partis auxquels il s'était rallié. Il y a cependant un chapitre que j'aurais voulu un peu plus développé. Clavière a été en matière de finances le conseiller attitré de Mirabeau et plus tard des Girondins; on aimerait savoir quelles étaient au juste ses vues dans ce domaine où il s'était spécialisé. La mémoire de ce Genevois déraciné, appelé par le hasard des circonstances à jouer un rôle sur le grand théâtre de la Révolution française, n'est pas en bonne odeur chez ses compatriotes. On se souvient à Genève qu'il a voulu attenter à l'indépendance de sa ville natale par haine des magistrats qui l'en avaient chassé et que, s'il n'avait tenu qu'à lui, l'annexion de la petite république à son envahissante voisine aurait déjà eu lieu en 1792. M. Chapuisat ne cherche pas de circonstances atténuantes pour ce crime de lèse-patrie qui est en effet sans excuse, mais il démêle finement les raisons grâce auxquelles Clavière put s'illusionner sur l'odieux de sa conduite dans cette occasion. Un des grands mérites de M. Chapuisat dans tous ses travaux est de faire entrer dans son texte de nombreux documents judicieusement choisis. Parmi ceux dont il a enrichi son étude, je n'en veux citer qu'un seul, mais d'un intérêt capital. C'est une lettre écrite à Clavière par Reybaz en octobre 1792 sur la politique pratiquée à ce moment par la France, et par Clavière lui-même, à l'égard de Genève. Dans cette lettre véritablement admirable et qui est publiée en entier pour la première fois, Reybaz formule le jugement même de l'histoire. Cette politique est du reste facile à définir, c'était celle du loup vis-à-vis de l'agneau dans la fable de La Fontaine.

Les autres morceaux du volume sont plus courts et n'ont pas la même valeur que l'étude précédente, mais dans tous on trouverait à glâner. Je signalerai parmi ceux qui intéressent Genève ou la Suisse celui qui est consacré aux relations de Moultou avec Voltaire (*à propos de Voltaire*). On y voit que Moultou, si ami qu'il fût de Rousseau, n'en entretenait pas moins des rapports cordiaux avec son irréconciliable adversaire. Il faisait pour lui des recherches et lui servait d'intermédiaire auprès d'Abauzit et d'autres savants Genevois. A citer encore les deux morceaux intitulés à *la poursuite de Mirabeau et Bonaparte à Genève* qui donnent des détails nouveaux ou curieux sur les séjours faits à Genève, sous de faux noms, par le grand tribun après son évvasion du château de Dijon en 1776 et sur les passages dans la même ville du futur empereur en 1797 et 1800. Enfin je tiens à indiquer le compte-rendu d'un ouvrage du commandant Weil, paru à Paris en 1917: *Les dessous du congrès de Vienne*, d'après les rapports de la police politique secrète autrichienne sous la direction d'un certain baron Hager. M. Chapuisat note qu'on y rencontre des renseignements sur les affaires et les diplomates suisses. Avis aux historiens qui chez nous auraient à s'occuper du congrès. Avant de terminer on me permettra de chercher une petite chicane à l'auteur de ces intéressantes études à propos d'une légère inadverpéripiétés de son existence mouvementée jusqu'à sa fin tragique dans les

tance échappée à sa plume. Le Bellamy=Aubert dont il cite, page 195, de patriotiques paroles n'était pas un horloger. C'est l'ancien auditeur Bellamy, qui avait abandonné le saint-ministère en 1791 pour se lancer dans la carrière des emplois publics.

Genève.

E. L. Burnet.

Soldats suisses au service étranger. VIII^e série, Genève 1919, IX. — 222 p., in-8°, A. Jullien, éditeur.

Journal inédit du chirurgien vaudois François Pictet pendant la campagne de Flandre, 1746—1747. — Les armées de Louis XV ne remportèrent pas dans les Flandres, en 1746 et 1747, de victoire éclatante comme celle de Fontenoy l'année précédente, elles y firent cependant deux campagnes heureuses, sous le commandement du plus grand soldat du règne, le maréchal de Saxe. Ce sont ces deux campagnes que nous raconte le jeune vaudois Pictet, chirurgien dans le régiment suisse de Béttsens. Comme il arriva à son corps seulement le 29 mars 1746, il ne vit pas la prise de Bruxelles par laquelle débiterent les opérations, mais il prit part pendant les dix-huit mois qu'il resta au service à plusieurs sièges et il assista aux batailles de Rocourt et de Lawfeld. Le récit qu'il fait de ces deux journées est du reste assez bref. Ses blessés lui donnaient trop d'occupation pour qu'il eut le temps de beaucoup regarder autour de lui. Il est plus utile à consulter pour les sièges, les marches et les cantonnements, pendant lesquels sa tâche professionnelle lui laissait plus de loisir. Entre temps il donne d'amusants détails sur sa vie à l'armée et sur les plaisirs honnêtes qu'il se procure, lorsqu'il en trouve l'occasion, avec un groupe de jeunes chirurgiens ses confrères. Il s'intéresse en particulier beaucoup aux pays qu'il traverse et l'on fait avec lui un voyage agréable dans la Belgique du XVIII^e siècle. Pictet rentra en Suisse dans l'automne de 1747 et l'on quitte avec regret ce brave garçon qui remplissait avec conscience des devoirs souvent pénibles et qui, dans sa modeste sphère, a certainement fait honneur aux troupes suisses capitulées et à son canton d'origine.

— *Correspondance du capitaine D. H. J. Dubois=Cattin pendant la guerre de sept ans, 1758—1760.* Ces lettres d'un Jurassien, à ce moment lieutenant dans le régiment de Diesbach, fournissent assez peu de renseignements sur les opérations militaires proprement dites, sauf pour la bataille de Bergen (14 avril 1759) dont elles donnent une bonne relation. En revanche elles nous font pénétrer dans l'intimité d'un officier de carrière qui tient quelque peu du soudard. Elles nous racontent en même temps un roman d'amour peu banal qui se termine par un mariage. Dubois=Cattin n'est pas aussi sympathique que le jeune chirurgien Pictet, mais sa physionomie est beaucoup plus accusée et il était digne à tous égards d'entrer dans la galerie des soldats suisses au service étranger. On ne peut que remercier M. Jullien de ramener ainsi au jour ces braves gens oubliés, dispersés sur tous les champs de bataille de l'Europe par le goût des aventures ou des instincts guerriers héréditaires qu'ils ne pouvaient heureusement pas satisfaire dans leur propre pays.

Genève.

E. L. Burnet.

G. Wiget, Das reformierte Kirchenwesen des Kantons St. Gallen 1803—1919.

Als Manuskript gedruckt. Flawil, Buchdruckerei Flawil A. & G. 1919.

Seit dem Erscheinen von G. Finslers verdienstvoller «Kirchlicher Statistik der reformierten Schweiz» 1854/56 haben sich die kirchlichen Verhältnisse gewaltig verändert, sodass die schweizerische reformierte Kirchenkonferenz sich ein grosses Verdienst um eine Neuherausgabe erwerben würde. Wohl ist im Jahre 1910 Stuckerts «Kirchenkunde der reformierten Schweiz» erschienen, doch reicht sie in Bezug auf das verarbeitete Material bei weitem nicht an Finsler heran. Einzelne Kantonalkirchen sind inzwischen für ihr Gebiet in die Lücke getreten, so besitzt z. B. die Zürcher Kirche in Baltischweilers «Die Institutionen der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich in ihrer geschichtlichen Entwicklung» einen vorzüglichen Ersatz. Nunmehr hat auch der im Jahre 1919 zurückgetretene Kirchenratspräsident des Kantons St. Gallen, G. Wiget, seiner Heimatkirche in «Das reformierte Kirchenwesen des Kantons St. Gallen 1803—1919» ein wertvolles Abschiedsgeschenk überreicht, das in vier Abschnitten das Verhältnis der Kirche zum Staat, die kirchlichen Behörden, die Kirchgemeinden und die Kassen und Fonde behandelt. Ein zweiter Teil, der von den Pfarrämtern, den kantonalen geistlichen Stellen, den gottesdienstlichen Einrichtungen und kirchlichen Handlungen, von der Kinderlehre und dem Religionsunterricht handeln soll, ist in Aussicht gestellt. Der Verfasser war von 1906—1919 Präsident des Kirchenrates, und seine Darstellung des st. gallischen reformierten Kirchenwesens zeugt von gründlichster Sachkenntnis.

Arbon.

Willy Wuhrmann.

Charles Gilliard, La société de Zofingue 1819—1919. Cent ans d'histoire nationale. Lausanne, Bridel 1919. 195 Seiten.

Den äussern Anlass zu dieser kleinen Geschichte des Zofingervereins bot das hundertjährige Jubiläum, das 1919 hätte gefeiert werden sollen. Bis zum Jahre 1847 konnte der Verfasser die beiden Bände Beringers als sichere Quelle benützen, von diesem Zeitpunkt an folgt er den Protokollen der jährlichen Generalversammlung in Zofingen und des Zentralausschusses, ausserdem von 1861 an dem Zentralblatt des Zofingervereins. Auf eine vollständige Benützung aller vorhandenen Quellen wird bewusst Verzicht geleistet, ebenso auf jeden wissenschaftlichen Apparat; der Leser soll damit nicht behelligt werden. Für die jüngste Epoche ist der Verfasser Chronist der eigenen Zeit, um so mehr, als er in seiner Eigenschaft als alter Zentralpräsident eine Zeitlang den Pulsschlag des Lebens im Zofingerverein unmittelbar spüren konnte. Mit vollem Bewusstsein beschränkt sich Gilliard auch auf die Darstellung der politischen Linie und verzichtet auf alle Kleinmalerei aus dem täglichen Leben oder aus dem Festleben des Vereins.

Diese Beschränkung kommt der Einheitlichkeit des Buches sehr zugute. In keiner der vorhandenen Darstellungen der Vereinsgeschichte tritt der in einem Verein von Jungen unvermeidliche Kampf zwischen der politischen Neutralität, der «freien Schule freier Ueberzeugungen» einerseits, und dem

kecken Eingreifen in die politischen Ereignisse anderseits in allen Abstufungen so klar zutage. Und als ein weiterer Vorzug des Büchleins erscheint es mir, dass die Vereinsgeschichte nicht nur in den Rahmen der politischen Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert eingereiht wird — das ergibt sich bei diesem Stoffe ganz von selber —, sondern dass der Verfasser auch mit sicherem Instinkt die Proportionen dieses Vereinslebens in das Leben des ganzen Volkes einzuzeichnen versteht. So findet er es durchaus begreiflich, wenn Aussenstehende oder zeitlich Fernstehende bei den oft umständlichen und breitspurigen Diskussionen über die Stellung des Vereins zur jeweiligen politischen Lage ein leichtes Lachen nicht unterdrücken können. Damit rechtfertigt sich der Untertitel: «Hundert Jahre nationaler Geschichte» vollkommen: er bedeutet keine Ueberschätzung in dem Sinne, als ob in dem Zofinger Vereinsleben eigentlich die nationale Geschichte sich abwickle. Sie spiegelt sich nur aufs klarste darin.

Die Darstellung der neuern Jahrzehnte nötigt natürlich den Verfasser, bei allem Willen gegen die verschiedenen Strömungen gerecht zu sein, seinem eigenen politischen Standpunkt Ausdruck zu geben. Mit vollem Freimut gibt sich Gilliard als Individualisten und welschen Föderalisten, der im wachsenden Sozialismus eine Chimäre sieht, in jedem Deutschschweizer ein wenig den Zentralisten oder gar Imperialisten vermutet und dahinter dann wieder die Aspirationen einer deutschen Weltherrschaft, die sich vielleicht künftig in das Gewand eines alles egalisierenden Sozialismus kleiden werden. Trotz diesem Gefühlshintergrund ist Gilliard viel zu viel Historiker und auch ein viel zu guter Schweizer, um nicht den Deutschschweizern einerseits und den sozialistischen Tendenzen im Zofingerverein der letzten Jahrzehnte anderseits volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Dieser feine und vornehme Gerechtigkeitssinn macht das Büchlein auch für die vielen lesbar und erfreulich, die die Zukunft der Schweiz und des Zofingervereins etwas anders ansehen als der Verfasser, die namentlich glauben, dass jedem menschlichen Gebilde und jeder politischen Linie eben notwendigerweise ein Aufstieg und ein Niedergang beschieden seien, und dass wir heute vor den Geburtswehen neuer politischer und sozialer Gestaltungen stehen, die vielleicht den Zofingerverein einmal ganz der Geschichte der Vergangenheit zuweisen werden.

Aber es hat keinen Sinn, das Auge zu schelten um der Art willen, wie es sehen muss. Der Zofingerverein darf sich seines Historiographen beim hundertsten Geburtstage freuen, und der Historiker wird seinen Genuss an der klaren und gerechten Betrachtungsweise und Darstellung dieses Stückes neuer Schweizergeschichte haben können.

Basel.

A. Barth.